

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Badische Landes-Zeitung. 1870-1918 1896

77 (31.3.1896) Badisches Unterhaltungs-Blatt, Nr. 39

Badisches Unterhaltungs-Blatt.

Beilage zur Badischen Landeszeitung.

Nr. 39.

Karlsruhe, Dienstag, den 31. März

1896.

Nachdruck der Originalaufsätze des Unterhaltungsblattes ist unteragt.

Kohlköpfchen.

Von M. Busemann (Berlin).

(Schluß.)

Auch die zahlreichen Mittel zum Selbstfärben der Haare, deren immer neue angepriesen wurden, konnten nicht die hohen Anforderungen der Mode und ihrer vornehmen Dienerinnen erfüllen, und so entlehnte man von der Bühne die Perücke. In großer Zahl zogen römische Händler nach Deutschland, um hier durch Gewalt oder List den deutschen Frauen ihren goldigen Schmuck zu nehmen. Es entstand ein eigener Galanteriehandel mit roten Pöpsen, Flechten und ganzen Perücken, welche außerordentlich teuer bezahlt wurden. Das eigene Haar mußte fallen: doch was schadete das, wo fast alles falsch war an der stolzen Römerin! Ein Epigramm jener Zeit spottet darüber:

Walla, dich sticht dein Büschel aus hundert Bügen zusammen,
Während in Rom du lebst, rötet dein Haar sich am Rhein,
Wie dein selbnes Kleid, so legst du am Abend dein Zahn ab,
Und zwei Drittel von dir liegen in Schachteln verpackt:
Wangen und Augenbrauen, womit du Erbsörung uns zuwinst,
Malte des Mädchens Kunst, die dich am Abend geschmückt;
Drum kann kein Mann zu dir: „Ich liebe Dich!“ sagen,
Was er liebt, biß nicht du; was du bist, liebet kein Mann!

Als dann später die Verschwendung auf das höchste gestiegen war, puderte man die Haare mit Goldstaub, und wie der Kaiser Caracalla seiner deutschen Leibwache zu Gefallen eine gelbe Perücke trug, so streuten sich andere Kaiser Goldstaub in's Haar, sodaß sie nun wirklich „goldenes Haar“ besaßen. Diese Goldstaub im Haare finden wir im Jahre 1477 wieder, wo der lothringische Herzog Renatus gelegentlich der Totenfeier Karls des Kühnen davon Gebrauch machte. Merkwürdigerweise wird uns auch schon aus der Zeit des prachtliebenden Königs Salomo derauf berichtet. Josephus erzählt, daß die außerordentliche Reiterei Salomos aus schönen Jünglingen mit langem Haar zusammengeleitet war, die täglich ihr Haar mit Goldstaub bestreuten, wodurch bei Sonnenschein ein ganz außerordentlicher Glanz hervorgerufen wurde.

Die alten Germanen hatten diesen Schmuck von der Natur erhalten, aber auch sie waren nicht frei von Eitelkeit auf ihr rotes Haar. Sie besaßen eine Salbe oder Seife, aus Fiegenfett oder Buchenmasse bereitet, welche ein zeitgenössischer römischer Schriftsteller „batavisches Schaum“ nennt, „der das teutonische Haar in Flammen setzt.“ Auch eine Lauge von Kalk, selbst geronnene Milch wird unter den alten Haarfärbemitteln unserer Vorfahren genannt. Aus demselben Bestreben hervorgegangen ist die Gewohnheit blondlociger ostpreussischer Bauernmädchen, ihr Haar fleißig mit Sodawasser zu waschen. Durch vielfache Vermischung mit dunkelhaarigen Völkern, besonders seit Beginn der Völkerwanderung, begann das rote Haar seltener zu werden, aber desto höher wurde die Schönheit derjenigen geachtet, die sich damit schmücken konnten. Die holde Königstochter in Worms, die herrliche Kriemhild, sowie ihr jugendlicher Gemahl, Held Siegfried, erscheinen uns in goldgelbem Haar, wohingegen der finstere Mordmörder Hagen schwarzhaarig ist. Am Hofe Karls des Großen war rot die Hoffarbe. In der Schilderung eines Jagdausfluges erzählt der Chronist Angilbert von der Königin Liutgard: „Während leuchtet der Aaden, im Streit mit der Farbe der Rosen, Und das unwunderbare Haar weicht nicht dem Glanze des Purpurs.“

Die Prinzessin Rhodrada hat „leuchtendes Haar“. Bei der Prinzessin Bertha „durchschlingende goldene Schmie die blonden, die schimmernden Haare“ und bei der herrlichen Theodrada endlich „muß Gold vor dem Glanze des Haares zurückstehen.“

Später sind die Minnefinger in ihren Liebern von Lenz und Liebe vielfach Lobredner des hochblonden, goldenen, goldfarbenen

goldglänzenden, aus Gold gesponnenen Haares. Da heißt es zum Beispiel:

Aus Gold gesponnen war ihr Haar,
Gebildet wie die Traube (H. Traube)
Und schimmert wie Häubel, (Kopfspr.)
Die reich von Golde zittern.

Das Haar der züchtigen Folde, die von ihrer Mutter wie die Sonne vor das „Morgenrot“ zum König geführt wird, war so goldig, daß man von ihm den schmalen umschlingenden Goldreif nicht hätte unterscheiden können, wenn er nicht mit Edelsteinen besetzt gewesen wäre. — In Schwaben und Franken wünschten die Bauernmädchlein einander ehemals zum neuen Jahre einen „jungen, hübschen Gesellen mit gelben Haaren.“

Später suchte man, wie früher die Römerinnen, künstlich das schöne Gelb hervorzubringen; allerdings mußten die „gelblichigen“ Damen manch scharfes Wort dafür hören. So drohte Vater Berthold von der Kanzel: „Psui, ihr Härberinnen und Silberinnen, ihr seid fremde Gäste zu dem Himmelreich, denn ihr habt Gottes verleugnet!“ Und noch später, als um die Zeit, da Luther geboren ward, selbst auf dem Waisenhause der Männer Dele, Pomaden, Balsam, Rosenwasser, Färbemittel, Brenneisen u. s. w. nicht fehlen durften, spottet Sebastian Brant über die Stutzer: „Sie schmieren sich mit Affenschnitz, sie büßen das Haar mit Schwefel und Harz und steifen es in feste Formen durch eingeschlagenes Eiweiß, sie strecken den Kopf zum Fenster hinaus, um es an der Sonne zu bleichen.“

Wieder einige Jahrzehnte später erscheint dann die Perücke aus rotem Haare abermals auf der Bildfläche, — ganz ähnlich wie in Rom; wir besäßen aus dem Jahre 1518 die Bestellung einer solchen durch Herzog Johann von Sachsen, der seinem „Schöpfer“, d. i. Steuer- oder Einkommen-Verwalter, sehr ausführlich schreibt: „Unser Begehrt ist, du wollest Uns ein hübsch gemacht Haar auf das Beste zu Nürnberg bestellen und doch in Geheim, daß es nicht gemerket werde, daß es Uns solle, und jedermassen, kraus und geel sei und also zugericht, daß man solches unvermerkt auf's Haupt möge setzen.“

Nach weiteren hundert Jahren dichtete Ditz:

„Der weiße Hals, das goldgemengte Haar,
Der roten Lippen Bier, —
So muß man inne werden,
Daß nichts sich ihnen gleicht.“

Um dieselbe Zeit begegnen wir der eilen Königin Elisabeth von England mit hoher Friisur aus rotblonden Haaren, die jedenfalls nicht echt waren. Shakespeare besingt die „golden trees“, die dem Schermesser zum Opfer fallen müssen, und Milton vermag in seiner Dichtung: „Das verlorene Paradies“ (1650) Eoa nicht schöner darzustellen, als wenn er sagt:

„Ihr floß goldenes Haar, gleich einem goldenen Schleier,
Frei zu den Hüften herab, in ungefalteten Loden
Und viel spielende Ringe gekräußt, gleich den Wabeln des Weinstocks.“

In Italien preist Petrarca an Laura die goldfarbenen Haare, die auf die Schultern bis tief auf den Rücken niederwallen und von den Händen des Liebesgottes selbst gewebt zu sein scheinen: „L' auro ch' Amor di sua man s'ila e tesse.“

Kurz, wohin wir blicken, überall sind rote Haare, — selbstverständlich bei sonst angenehmen Formen, — Attribute höchster Schönheit. Darum war und ist diese Farbe so beliebt bei Malern, insbesondere bei Titian, wie auch bei Dürer und Rubens. Und wer unsere Gemälde-Galerien durchschreitet, wird die meisten Engel, Marien, Evaa, Märtyrer u. s. w. mit goldblonden Haaren dargestellt finden, weil man eben solche einfach für himmlisch hielt.

Den Reiz des roten Haares muß auch die neueste Zeit immer wieder anerkennen, indem alle 15 bis 20 Jahre rote Haare wieder Mode werden, trotzdem, oder vielleicht auch gerade weil sie doch

verhältnismäßig sehr selten sind. Einige der verehrten Leserinnen mögen sich noch erinnern, wie Ende der sechsziger Jahre rotes Haar in Paris Mode war, so daß gute rotthaarige Frauen mit Tänzchen von Franken bezahlt wurden; und wie einst römische Händler in den germanischen Wäldern, reisten damals französische Agenten in Skandinavien, England, Holland umher, um für viele Worte und wenig Geld armen Weibern ihren einzigen Schmuck abzunehmen.

So ist auch in unserer Zeit Not wieder in der Mode, und es ist zum Staunen, wie groß mit einemmal die Zahl der Not- und Goldspychen geworden ist. Am schönsten darunter sind aber doch die, die nicht erst jetzt entdeckt haben, daß Not gut kleidet.

Ein Arbeitstag des deutschen Kaisers.*)

(Schluß.)

Nach dem zweiten Frühstück macht der Kaiser Besuche bei hervorragenden Persönlichkeiten, bei denen es sich gewöhnlich wieder um Besprechung von Staatsangelegenheiten handelt, fährt zu Beamten oder Generalen, besucht die Ateliers von Künstlern, denen er Sitzungen für Bildhauerarbeiten oder Delgemälde gewährt, besichtigt Kasernen und öffentliche Anstalten, und wenn es das Wetter irgend gestattet, macht er dann noch eine Spazierfahrt, die sich bis 5 oder halb 6 Uhr ausdehnt. Um halb 6 Uhr empfängt der Kaiser schon wieder Leute, die Meldungen bringen oder Entscheidungen in allerlei bürgerlichen und militärischen Angelegenheiten von ihm verlangen; er liest eingegangene Berichte, leistet Unterschriften unter einige Sachen, die er am Morgen entschieden hat und die ihm jetzt schon zur Unterzeichnung vorgelegt werden, und um 7 Uhr geht es zur Hauptmahlzeit.

Nach Tische widmet der Kaiser seinen Kindern, die den ganzen Tag ebenfalls durch Arbeiten und körperliche Übungen in Anspruch genommen werden, einige Zeit; dann geht es wieder an die Arbeit. Am Abend kommt nochmals eine Pause, in welcher der Kaiser Beschäftigungen macht, um dem Körper die unumgänglich notwendige Bewegung zuteil werden zu lassen. Gegen halb 10 Uhr wird Abendbrot gegessen; dann zieht sich der Kaiser in sein Schlafzimmer zurück. Kurz nach 10 Uhr wird der Kammerdiener gerufen, damit er den Monarchen zur Ruhe begleite.

Neben dem Bette des Kaisers liegen Papier und Bleistift, damit er sich Aufzeichnungen machen kann, wenn ihm vor dem Schlafengehen oder am frühen Morgen etwas einfällt. Oft sind in der Frühe ganze Bogen vollgeschrieben.

Dies ist ein Arbeitstag unter normalen Verhältnissen. Bei außergewöhnlichen Umständen wird dem Kaiser eine noch viel größere Arbeitslast zugemutet. Man denke nur daran, welche Arbeit ihm der Besuch eines gekrönten Hauptes verursacht.

Sämtliche laufenden Geschäfte werden von dem Kaiser unter allen Umständen erledigt, also auch wenn Besuch da ist, der ihn stundenlang in Anspruch nimmt, ihn zwingt, halbe Tage auf Festmahle, Ausfahrten und andere Festlichkeiten zu verwenden. Die Zeit des Kaisers wird dann so knapp, daß er gewöhnlich erst abends gegen 11 Uhr sich in sein Arbeitszimmer zurückziehen kann, um noch einen Augenblick Zeitungen zu lesen oder sich mit einem Buch zu beschäftigen, und erst gegen 12 Uhr kann er schlafen gehen. Ist es nötig, so steht der Kaiser am nächsten Morgen um 4 Uhr bereits wieder auf und beginnt die Erledigung von Geschäften.

Ebenso in Anspruch nehmend, wie solche Besuche, sind für die Arbeiten des Kaisers natürlich Wandern, Besichtigungen außerhalb Berlins und Reisen. Allerdings wird bei Reisen sehr viel Geschäftliches auf der Fahrt erledigt. Der Kaiser läßt sich ununterbrochen Vorträge halten, schreibt selbst im Salonwagen, leistet Unterschriften, trifft Verfügungen u. s. w. Und wenn er, ermüdet von allen Festlichkeiten, denen er beiwohnen mußte, erschöpft von Neben und Trinitätsreden, die er hören und erwidern mußte, angegriffen von allen den Huldigungen, die man ihm darbrachte, abends spät in sein Zimmer kommt, dann harren noch ganze Rappen voll Altenstücke seiner, damit er Unterschriften leiste, Verfügungen und auch noch Vorträge anhöre, welche schleuniger als sonst erledigt werden müssen, da ja noch die Entfernung zwischen dem derzeitigen Aufenthaltsort und Berlin, wo sich der Sitz der Hauptbehörden befindet, überwunden werden muß.

Bei Wandern und Truppenbesichtigungen steigt der Kaiser oft schon um halb 5 Uhr früh zu Pferde und bleibt bis nachmittags 2 Uhr im Sattel; er hat dann kaum Zeit, rasch zu essen, muß sich sofort wieder den laufenden Regierungsgeschäften widmen, am Nachmittag zahlreiche Huldigungen über sich ergehen lassen, Ausfahrten machen, Abschiede empfangen, abends an großen Festlichkeiten teilnehmen, auf denen er nicht die geringste Müdigkeit und Abspannung zeigen darf, da jeder, der in seine Nähe kommt, gern durch eine Anrede oder ein huldvolles Wort ausgezeichnet werden möchte — und kommt er endlich müde und abgespant heim, so wartet seiner abermals Arbeit, und oft hat er nach allen diesen Anstrengungen kaum 3 bis 4 Stunden Schlaf, worauf er wieder auf's Pferd mug.

*) Aus dem soeben im Verlage von Wilhelm Köhler in Minden in Reiff, erschienenen Werk: „Das Leben im Deutschen Kaiserthum“ von A. Oskar Klausmann. Mit über 70 zum Teil farbigen Illustrationen. Preis 1 Mk.

Der Kaiser ist ein leidenschaftlicher Freund des Seelens und ein begeisterter Verehrer des Meeres und der Herrlichkeiten und Naturschönheiten, welche die nordischen Küsten bieten.

Natürlich kann der Kaiser aber auch auf diesen Reisen, die eigentlich der Erholung gewidmet sein sollten, nicht lediglich seinen Vergnügen leben. Wo man auch anlegt oder in einen Hafen einläuft, überall findet der Kaiser Depeschen, Briefe, Aktenstücke vor, und thätig sind auch auf dem Schiffe immer einige Stunden eifriger Arbeit notwendig, in denen der Kaiser die notwendigen Regierungsgeschäfte erledigt. Zwar sind um diese Zeit des Sommers auch bei den Beförden Ferien, aber die Regierungsmaschine darf nie stillstehen, und es giebt stets Geschäfte, die oft eine ungeäumte Erledigung erfordern.

Ganz besonders zu bewundern aber ist der Umstand, daß der Kaiser trotz dieser Ueberhäufung mit Arbeiten doch noch Zeit findet, Bücher zu lesen, ja manchmal recht umfangreiche Werke durchzustudieren. Alle Bücher, die für ihn angeschafft werden, seien sie schätzenswerter oder wissenschaftlicher Art, liest der Kaiser durch und macht sich Notizen darüber. Kommt einmal das Gespräch auf dieses oder jenes neue Werk, so zeigt er sich vollständig darüber unterrichtet, und aus seinen Reden geht hervor, daß er es nicht nur flüchtig gelesen, sondern eifrig studiert hat.

Diese erstaunliche Ausnutzung der Zeit verdankt der Kaiser seiner Erziehung. Er hat eine harte Schule des Lernens durchgemacht, und die Jahre, welche bei andern jungen Leuten die freiesten und glücklichsten ihres Lebens sind, waren für ihn so arbeitsreich, daß er innerhalb 24 Stunden knapp eine halbe Stunde gänzlich zu seiner Verfügung hatte, in der er vornehmen konnte, was er wollte. Unter solchen Umständen hat der Kaiser große Übung in praktischer Zeiteinteilung gewonnen.

Gerade aber, weil er den Wert der Zeit kennt, duldet er keinen Ausschub, keine Neße und setzt alle Kräfte ein, um alle Dinge, die an ihn herantreten, rasch zu erledigen.

Daß aus diesen gewissenhaften und raschen Arbeiten des Kaisers aber für das ganze Reich außerordentliche Vorteile entstehen, ist wohl selbstverständlich, und zu der Beliebtheit, die der junge Kaiser sich in der kurzen Zeit seiner Regierung bereits erworben hat, trägt wohl nicht zum wenigsten der Umstand bei, daß man allgemein weiß, wie fleißig er ist, wie gewissenhaft er es mit seiner Pflicht nimmt und wie er für jeden Arbeiter, ganz gleich, ob derselbe mit dem Kopfe oder mit den Händen sein Brot verdient, ein leuchtendes und bewundernswertes Vorbild ist.

Das blaue Tschentuch*)

v. Etienne Dequet.

Gegen Ende Oktober des letzten Jahres ging ich zu Fuß von Orleans nach Schloß Vardy zurück. Auf demselben Weg vor mir marschierte ein Regiment der Fremdenlegion. Ich beilte mich, um die mir so liebe Musik anzuhören; aber die Musik hörte auf, nur einzelne Takte der Trommel bezeichnend weiter und weiter den Gleichschritt der Soldaten. Nach halbtündigem Marsch sah ich das Regiment in eine kleine Ebene einbiegen, die von Tannenwäldern umgeben war. Ich fragte einen Kapitän, den ich kannte, ob Erzerübungen stattfänden. „Nein“, erwiderte er, „man wird einen Soldaten meiner Kompanie verurteilen und wahrscheinlich erschießen, weil er den Bürger, bei dem er einquartiert war, beschloßen hat.“ „Wie“, fragte ich, „man will ihn richten, verurteilen und das Urteil vollstrecken, alles im selben Augenblick?“

„Ja“, sagte er, und „so lauten unsere Verträge.“ Das war für ihn selbstverständlich, wie wenn Alles in diesen Verträgen vorzesehen wäre, das Vergehen und die Strafe, die Gerechtigkeit und die Menschlichkeit.

„Webrigens, wenn Sie neugierig sind“, sagte mir der Kapitän, „will ich Ihnen einen guten Platz verschaffen; es wird nicht lange dauern.“

Ich habe immer solche traurige Szenen gern mit angesehen; ich stelle mir vor daß ich so den Tod an den Sterbenden herankommen sehe. Ich folgte dem Kapitän. Das Regiment stand im Viereck; hinter dem zweiten Glied, am Rande des Waldes, gruben einige Soldaten ein Grab. Sie wurden von einem Unterlieutenant befehligt; denn alles im Regiment geschah auf Befehl, und es gehörte eine gewisse Disziplin dazu, das Grab eines Menschen zu graben. Witten im Viereck saßen 8 Offiziere auf Trommeln; der dritte vor rechten Seite und etwas weiter vorn schrieb auf seinen Knien einige Worte, aber in nachlässiger Haltung und nur deshalb, damit nicht ein Mensch ohne einige Formlichkeit getötet würde.

Man rief den Angeklagten; es war ein junger Mann von hohem Wuchs, eine vornehme und sanfte Erscheinung. Mit ihm kam eine Frau, der einzige Zeuge, der hier eine Aussage zu machen hatte. Aber als der Oberst die Frau fragen wollte, sagte der Soldat: „Das ist unnötig, mein Oberst. Ich will alles gesehen, ich habe bei dieser Frau ein Tschentuch gestohlen.“

Oberst: „Sie, Peter! Sie galten als ein ehelicher Soldat.“ Peter: „Es ist wahr, mein Oberst, ich habe mich immer bemüht,

*) Für die „Bad. Landesztg.“ übersetzt aus: Annuaire illustré de l'armée française 1890.

meine Vorgesetzten zufrieden zu stellen; auch habe ich es nicht für mich gestohlen, es ist für Marie."

Oberst: "Wer ist diese Marie?"
Peter: "Diese Marie wohnt dort unten . . . im Land . . . in der Nähe von Arenberg . . . , wo der große Apfelbaum steht. Ich werde ihn wohl nicht mehr sehen."

Oberst: "Ich verstehe Sie nicht, Peter. Erklären Sie das."
Peter: "Nun mein Oberst, lesen Sie diesen Brief!" Und er gab ihm folgenden Brief, dessen Worte fest in meinem Gedächtnis haften.
Mein lieber Freund Peter!

Ich benötige den Rekruten Arnold, der in Dein Regiment eingezogen ist, um Dir diesen Brief zu schicken und einen leinenen Geldbeutel, welchen ich auf Deinen Wunsch angefertigt habe. Ich habe mich bei der Anfertigung vor meinem Vater verborgen: denn er zient mir immer, weil ich Dich so liebe, und sagt, Du kämest nicht wieder zurück. Nicht wahr, Du wirst wiederkommen? Uebrigens, wenn Du auch nie zurückkehrst, werde ich Dich trotzdem lieben. Ich habe mich nun Dir versprochen an dem Tag, wo Du mein blaues Tuch wegnahmst, auf dem Tanz in Arenberg, um es mir zu bringen. Wann werde ich Dich denn endlich wiedersehen? Es macht mir sehr viel Vergnügen, daß man mir sagt, Du seist von Deinen Vorgesetzten geachtet und von den andern geliebt. Aber Du hast noch zwei Jahre zu dienen. Mache schnell, denn wir werden nachher einander heiraten. Lebe wohl mein guter Freund Peter.
Deine liebe Marie.

M. Schr. Schide mir recht bald irgend etwas aus Frankreich, nicht aus Angst, ich könnte Dich sonst vergessen, sondern, daß ich es mit mir herumtragen kann. Du wirst das küssen, was Du mir schickst; ich bin sicher, daß ich gleich die Stelle finden werde, wohin Du es geküßt hast."

Als der Brief vorgelesen war, ergriß Peter das Wort. "Arnold gab mir gestern Abend diesen Brief, als ich mein Quartierbillet bekam. Ich konnte die ganze Nacht nicht schlafen; ich dachte an meine Heimat und an Marie. Sie wollte etwas von mir aus Frankreich haben; aber ich hatte kein Geld. Meine Löhnung von 3 Monaten habe ich für meinen Bruder und meinen Vetter verwendet, welche vor wenigen Tagen in ihre Heimat zurückgekehrt sind. Als ich heute früh aufgestanden war, um auszugehen, öffnete ich mein Fenster. Ein blaues Tuch hing auf einer Aene; es glück dem von Marie: dieselben Farben, dieselben schönen Streifen. Ich hatte die Schwäche, es zu nehmen und in meinen Sack zu packen. Ich ging auf die Straße, da reute es mich schon; ich wollte in das Haus zurück. Da kam diese Frau mir schon nachgelaufen, und dann hat man das Tuch gefunden. Das ist die Wahrheit. Unjere Verträge verlangen meinen Tod. Lassen Sie mich erschießen, aber verachten Sie mich nicht."

Die Richter konnten ihre Bewegung nicht verbergen; aber als man zur Abstimmung schritt, wurde er einstimmig zum Tode verurteilt. Er worte das Urteil kaltblütig an und ging dann zu seinem Kapitän und bat ihn, er möge ihm 4 Frankl leihen. Der Kapitän gab sie ihm.

Ich sah ihn dann zu der Frau, der man inzwischen das Tuch zurückgegeben hatte, gehen, und hörte folgende Worte: "Madame, hier sind 4 Frankl, ich weiß nicht, ob Ihr Tuch mehr wert ist; aber wenn es der Fall sein sollte, bezahle ich es teuer genug, daß Sie mir den Rest schenken können. Damit nahm er das Tuch wieder, küßte es und gab es seinem Kapitän. "Mein Offizier", sagte er, "in zwei Jahren werden Sie nach unseren Bergen zurückkehren; wenn Sie in die Gegend von Arenberg kommen, fragen Sie nach Marie, geben Sie ihr das blaue Tuch, aber sagen Sie ihr nicht, wie ich es gekauft habe."

Dann kniete er nieder, betete zu Gott und ging festen Schrittes nach der Richtstätte.

Ich ging dann weg und betrat den Wald, um nicht den Schluß des grausamen Trauerspiels sehen zu müssen. Einige Aintensquäße verkündigten mir bald, daß es zu Ende war.

Eine Stunde später kam ich zurück, das Regiment war fort, alles war ruhig. Dem Hand des Waldes folgend, um zur Straße zu gelangen, bemerkte ich einige Schritte vor mir Blutspuren und einen frisch aufgeschütteten Erdhügel.

Ich brach einen Lannenzweig, machte eine Art Kreuz und steckte es auf das Grab des armen Peter, der jetzt vergessen ist von der ganzen Welt außer von mir und vielleicht von Marie.

Kunst und Wissenschaft.

Carlsruhe, 28. März. Das gestern in der Festhalle stattgefundene Konzert zum Besten der Wasserbeschädigten des badischen Landes, veranstaltet von den Vereinigten Männergesangsvereinen der Residenz unter Mitwirkung der Konzertsängerin Fel. Mathilde Wose aus Stuttgart, der Großh. Hofopernsängerin Fel. Chr. Friedlein und des Großh. Hofkapellmeisters Herrn Dr. Wehm nahm seinen programmatischen Verlauf und war trotz der in den letzten Wochen erfolgten Wohlthätigkeitsveranstaltungen verschiedener Art gut besucht. S. R. H. der Großherzog und S. R. H. die Großherzogin wohnten dem Konzert bis zum Schluß bei. Als Einleitungsgesang erfolgte der von den Vereinigten Männergesangsvereinen gesungene Chor "Christenglaube" von Spohn unter Leitung des altbewährten Meisters Gageur. Darauf sprach Herr Hofkapellmeister Wehm einen von Herrn Dr. Gauer ge-

dichteten Prolog in ausdrucksvoller Weise. Die Gesangstheorie, Schöpfers Sonntagslied" von Kreuzer, "Rosenzeit" von Liebe und "Gruß an das Badnerland" von Jüngst, gelangten mit einer Präzision und Schönheit im Ton zum Vortrag, sodaß allseitiger Beifall erfolgte. Fel. Wose besitzt ein, wenn auch nur weniger kräftiges, so doch ansprechendes Organ und verdient die wohlgeschulte reinlingende Ausdrucksweise ihres Vortrages volles Lob. Ganz besonders gefiel die Arie aus der "Jaubersflote": "Zum Leiden bin ich auserloren", die von Fel. Wose mit feiner Nuancierung gesungen wurde. Fel. Friedlein sang die Arie aus der Oper "Der Prophet": "D gebt", mit voller Empfindung und Schönheit. Die beiden Lieder "Sehnsucht" von Schubert und "Die Uhr" von Löwe brachte die so begabte Künstlerin mit der an ihr gemöhnten belebten Phrasierung in tadelloser Weise und mit prächtiger Stimme zu Gehör. Die einzelnen Chöre von den Gesangsvereinen Badenia, Freundschaft, Concordia, Liebertranz und Lieberhalle wurden gesanglich vorzüglich vorgetragen. Besonders hervorzuheben sind die Chorgesänge des Gesangsvereins Badenia (Mutter und das Kind), des Gesangsvereins Concordia (Sturmlied von Arnold), des Gesangsvereins Liebertranz (Waldwehen von Weber) und des Gesangsvereins Lieberhalle. Letzterer sang "Das Grab im Bujento" von Berletti. Der nach Form und Inhalt gediegene Chor, der sich in seinem Schlussteile in achtstimmigen Akkordklängen bewegt, erfordert eine gut geschulte Sängerschaft, die bei der Lieberhalle eben vorhanden ist; es erzielte dieser schöne Vortrag auch die wohlverdiente Wirkung. Ganz besonders sprachen die von der Lieberhalle gesungenen zwei Volkslieder an.

Carlsruhe, 30. März. Der Instrumentalverein hatte auf Samstag Abend ein Konzert im großen Eitrachtsaal veranstaltet, in welchem außer Mendelssohns Ouvertüre zu "Ruy Blas" eine Suite für Orchester von Eduard Grieg, "Peer Gynt" (nach der dramatischen Dichtung Ibsens), zur Aufführung gelangte. Es ist ein eigenartliches Werk, mit dem sich der Komponist kein musikalisches monumentum aere perennius gesetzt hat; wohl ist der erste Satz "Morgendämmerung" und die beiden folgenden reich an geistvollen musikalischen Aperçus, aber manchmal, und dies insbesondere im letzten Satz (Tanz) in der Halle des Bergkönigs, entsteht ein musikalisches Tohu wabohu, welches nur mit Hilfe eines erläuternden Textes und mit genauer Kenntnis des dramatischen Gedichtes verstanden werden dürfte; eine rhythmische Willkür macht sich wiederholt fühlbar und wenn auch eine zeitweilige dramatische Gestaltungskraft unleugbar und auch stellenweise eine geistreiche Instrumentierung aus dem Ganzen sieghaft hervortritt, so muß eben doch der musikalische Dramatiker vor dem Musiker (der nach dieser Werke zu urteilen zu den "kühnsten" Neuern gehört) zurückstehen und erzielte daher das Werk einen sehr getheilten Eindruck. Dem fleißigen Orchester und seinem Dirigenten gebührt für die nicht leichte Wiedergabe desselben volle Anerkennung. Ein Fräulein Johanna Hüther, Konzertsängerin aus Straßburg, sang mit wohlklingender gutgeschulter Stimme die "Dyranarie" aus "Oberon" und 3 Lieder und fand, wie der talentierte Violinist des Abends, Herr Wilhelm Jung, Seminarist hier und Schüler des Herrn Hoforchesterrichters Spies, der eine Fantasia von Mars tadellos zu Gehör brachte, vielen Beifall.

§ Für den Bäderkisch.

Aus Bismarck's Zeit. (1873-1895). Vaterländische Gedichte von Eugen Schwetfke. Heidelberg 1896. Verlag von Otto Peters. — Diese Gedichtsammlung, die dem Schöpfer unserer Einheit, Deutschlands Bismarck, am 25. Jahrestage von Kaiser und Reich in Erfurt gewidmet ist, ist ein warmes nationales Gefühl, das doppelt wohlthuend beizuhit in unserer, durch Interessentkämpfe und Parteihader so vielfach zerklüfteten Zeit. Viele der kräftigen, schwungvollen Gedichte sind schon bekannt und beliebt. Wir mögen insbesondere auf das "Bismarck-Bild" aufmerksam, das mit den Worten: "Bismarck heil! Dem einzig Einen, Unres Volkes treuem Mann" beginnend, schon seit Jahren in den Lieberhaller großen Saal des deutschen Volkes übergegangen ist. Das langbare Lied ist seit 1888 und besonders seit 1892 bis 1895 auf den jährlichen großen Bismarck-Kommissionen in der Philharmonie zu Berlin, erst als einziges, dann als Hauptlied, und weiter in einer großen Anzahl deutscher Städte gesungen worden, so erst kürzlich in Heidelberg bei dem allgemeinen Festbankett, welches von Stadt und Militärverein zur 25jährigen Reichsteter gegeben wurde. Wir können mitteilen, daß der Verfasser die kostenlose Benützung des Liedes gerne gestattet, und so wird das Lied von Jahr zu Jahr an Bismarcks Geburtstag weitere Kreise begehren. Für alle vaterländischen Gedenkstage hat der Verfasser eine Gabe bereit und immer findet er für die Empfindungen des Patrioten den treffenden Ausdruck. Die Gedichte sind jeweils unter dem unmittelbaren Eindruck weittragender politischer Ereignisse entstanden und halten durch Erinnerungen, die in unserer schnelllebenden Zeit rasch sich verwischen, in ihrer ursprünglichen Frische aufrecht. Mögen die in dieser Gedichtsammlung enthaltenen Erinnerungen und Mahnungen aus Bismarcks Zeit — so wünschen wir mit dem Verfasser — dazu beitragen, unser Volk zu stärken in dem unentwegten Festhalten an der Einheit des Deutschtums in Kaiser und Reich! Nur dann, wenn wir das, was wir ererbt, uns stets von neuem in deutscher Vaterlandsiebe erwerben, werden wir uns würdig zeigen der großen Ertragenschaft "aus Bismarcks Zeit!"

— Buch der Erfindungen, Gewerbe u. Industrien. Gesamtdarstellung aller Gebiete der gewerblichen und industriellen Arbeit sowie von Weltverkehr und Weltwirtschaft. Reuente, durchaus neugefaltete Auflage, bearbeitet von Fachmännern ersten Ranges, vollständig in 10 Bänden, gebietet je 8 M., in Halbfraz gebunden je 10 M. Auch in 160 Heften zu je 50 Pf., — oder in 400 wöchentlich erscheinenden Lieferungen zu

Je 20 Pf. beziehbar. Verlag von Otto Spamer in Leipzig. — Von diesem großartigen Werke liegt der erste Band abgeschlossen vor. Derselbe umfaßt die Mittel des Hoch- und Straßenbauwesens sowie der Heizung und Beleuchtung. Der zweite Band wird die Kräfte der Natur und ihre Benutzung zur Darstellung bringen. Der dritte Band behandelt die Elektrizität in ihrer Erzeugung und Aufbarmachung für Industrie und Gewerbe. Der vierte Band ist der Landwirtschaft und den einschlägigen Gewerbebetrieben gewidmet. Der fünfte Band umfaßt den Bergbau und das Hüttenwesen. Die folgenden Bände sollen verhalten die Verarbeitung der Metalle, die Industrie der Steine und Erden, die Verarbeitung der Fasernstoffe, und endlich mit der Weltverkehr und seine Mittel und den Weltanbel mit der Weltwirtschaft. Jeder dieser Bände ist auf 600 bis 700 Seiten Text berechnet. Dieser Umfang kommt der Uebersichtlichkeit ganz außerordentlich zu statten und entspricht auch den tatsächlichen Verhältnissen des laufenden Buchhandels durchaus. Aber das ganze Werk besteht, dem kommt es zugleich als ein praktisches Nachschlagewerk auf allen Gebieten der Gewerbe und Technik zu statten. Ein erschöpfendes, mit größter Sorgfalt ausgearbeitetes Register in jedem Bande und außerdem ein mit dem 10. Bande folgendes Generalregister haben sich schon früher als nie versagend erwiesen und sind infolge ihrer Uebersichtlichkeit imstande, viel mehr zu bieten, als dies ein rein alphabetisch geordnetes Konversations-Verikon vermag. An wen wendet sich nun das Buch der Erfindungen, Gewerbe und Industrien von Otto Spamer? Wir sagen an die gesamte gebildete Welt, an jeden, der Verständnis für die großen industriellen Zustände und Ereignisse der Gegenwart sucht. Es führt den Leser ein in die Welt des Schaffens und der Arbeit, und gewiß werden viele darin eine neue Welt vor ihren Augen aufgehen sehen, nicht nur in den mächtigen Hallen der modernen Großindustrie, wo Dampf und Elektrizität ungeheure Kräfte in Bewegung setzen, auch manches schlichte Handwerk wird bei genauerer Betrachtung unerwartetes Interesse gewinnen. An der Hand des Buches der Erfindungen treten wir ein in die Werkstätten von Krupp und Gruson, wie in die des Köpfers und Färbers. Wir fahren mit dem Bergmann zur Grube und folgen dem Chemiker in das Laboratorium; wir machen uns vertraut mit der Wucht des vielhundertpfündigen Dampfhammers, wie wir die zarten Erzeugnisse der Schneidpresse zu würdigen lernen. Die Feinheit des Goldarbeiters zieht mit allen ihren Schwierigkeiten an unserem Auge vorüber, und die Gegenstände des täglichen Bedürfnisses: ein Messer, eine Nadel, ein Glas, einen Bleistift sehen wir entstehen, und erhalten einen Einblick, wie vieler Leute Hände und wie viele ingenieure Maschinen zusammenwirken müssen, um uns das alles so ohne weiteres und unmittelbar gebrauchsfähig darzubieten. Darum der Fabrikant und der Landwirt, wie der Kaufmann und seine Geschäftsgesellen, der Künstler wie der Lehrer und jeder strebende Handwerker, jeder, der sich die Mühe nimmt, mit dem Buche der Erfindungen von Otto Spamer vertraut zu werden, wird es lieben lernen und sowohl eine zuverlässige Quelle der Belehrung, wie der tauschfähigen Anregung darin finden. — In dem wir schließlich unseren Lesern versichern können, daß die Verlagshandlung nichts unterlassen hat, um das Buch in seiner neunten Auflage in jeder Weise wieder auf die Höhe der Zeit zu bringen, die Illustrationen auf das vorzüglichste und reichhaltigste hergestellt und sich für jedes Gebiet der bewährtesten Mitarbeiter zu verschaffen, wünschen wir vom Herzen, daß es auch zahlreiche neue Freunde gewinnen und vielfachen Eingang bei dem deutschen Volke finden möge, dessen Wohlstand es so unermüdlich mit allen erreichbaren Mitteln zu fördern bestrebt ist.

— **Künstler Wettbewerbe.** Von der seit Neujahr erscheinenden Münchner illustrierten Wochenschrift „Jugend“ wurden mehrere Preisaufgaben gestellt, nämlich für Titelblätter, deren die „Jugend“ im Jahre 52 benötigt, für Karnevalsplakate, Speisekarten und politische Karikaturen. Der Erfolg ist ein überraschend großer gewesen, sowohl was die Anzahl der eingelangten Arbeiten — im ganzen 400! — als die Qualität anbelangt. Die Jury, welche aus den Herren Kunstmaler Bürgel (Präsident der Künstlergenossenschaft), Dill (Vorstand der Sezession) und den Akademie-Professoren Marx und Franz Stud sowie den Herausgebern Dr. Girtl und v. Ostini bestand, beschloß daher die Zahl der ursprünglich in Aussicht genommenen 13 Preise auf 18 zu erhöhen. Erste Preise erhielten: Rob. Engels (Düsseldorf), A. Schmidhammer und Ferd. Götz (München); zweite Preise: E. N. Wigel (München), A. Wimmer (Leipzig), Dr. Paul und E. Gwertel (München), B. Neuenborn (Düsseldorf), J. Garben, A. Gries und A. Wille (München); dritte Preise: J. Auchenbacher, A. Rüniger, H. Wölter und E. Gabelberger (München), C. Spindler (St. Leonhard) und E. Laslowitz (Straßburg) und ein Ungenannter. Außerdem wurde von der Jury eine größere Anzahl von Arbeiten zum Ankauf behufs Publikation in der „Jugend“ empfohlen. Weitere Preisausgaben (Parodien berühmter Bilder, Illustrationen zu mythologischen Vorwürfen u. dgl.) werden nächstens in der „Jugend“ erscheinen.

— **Die Gartenlaube.** Soeben ist das 3. Heft des laufenden Jahrgangs der „Gartenlaube“ erschienen. Gediegen mit schönen und feinen Illustrationen ausgestattet, bringt es eine Fülle hochinteressanter, belehrender wie unterhaltender Artikel. Zeitgemäß sind namentlich folgende Artikel: Professor Dr. A. Büchner bringt in dem Artikel: „Die Röntgen'schen Strahlen und die Weichenbach'sche Do-Lehre“, die von dem Naturforscher Weichenbach um die Mitte unseres Jahrhunderts aufgestellte Hypothese einer rätselhaften Dofkraft in Erinnerung. Professor Dr. Th. v. Jürgensen bespricht die Verdienste Friedrich Heßling's, jenes eigenartigen Mannes aus dem Volke, der ohne wissenschaftliche Schulbildung, sich auf dem Gebiete der Mechanotherapie, namentlich in der Behandlung von Gelenkentzündungen und Knochenbrüchen so große Verdienste erworben hat. An diese beiden Arbeiten schließt sich ein außerordentlich trefflicher Artikel von Professor Dr. A. Eulenburg „Ueber Schulnerosität und Schulüberbürdung“, in dem er eine der brennendsten Zeitfragen beleuchtet. Schon diese Namen so berühmter Verfasser beweisen, mit welchem Ernst die Redaktion der „Gartenlaube“ befreit ist, den Wissenskreis ihrer Leser zu erweitern. — Der Roman „Fata Morgana“ aus der Feder einer so allgemein beliebten Erzählerin wie E. Werner entspricht völlig den Erwartungen der weitesten Leserkreise. Neben diesem spannenden, in großem Stil angelegten Werke bringt uns das neueste Heft der „Gartenlaube“ noch eine kürzere, von gesundem Humor durchdrungene Novelle: „Mein Roman“ von Eva Freu.

Miscellaneous.

— Ein Soldatenfeldmord ist in Berlin am 27. März, mittags verübt worden. Ein Füsilier vom Garde-Grenadier-Regiment stürzte sich in voller Uniform von der Bismarckbrücke in den Kanal. Die sofort angestellten Rettungsversuche waren vergeblich, es gelang auch noch nicht, die Leiche aufzufinden.

— In den Theatern Cincinnati's wird der modische Riesenhut der Damen nicht mehr geduldet werden. Die Legislatur des Staates Ohio hat nämlich ein Gesetz erlassen, welches die Theaterdirektoren mit einer Strafe von 10 Dollars bedroht für jeden Damenhut, welcher anderen Zuschauern die Aussicht auf die Bühne verperet. Werden die Damen nunmehr die Mode ablegen oder kann die Legislatur überhaupt den Theaterdirektor haftpflichtig machen? Das erscheint doch wohl noch höchst fraglich.

— (Ueber Bescheiden.) „Nimm hier, liebe Angeline, zu Deinem Namenstage diesen Strauß von Veilchen, das Sinnbild Deiner Bescheidenheit.“ — „Diel zu viel für mich — ein einfaches Perlenkollier hätte auch getan!“

— (Kunstkritik.) „Schon wieder ein Bild fertig, Fräulein?“ — „Wie Sie sehen!“ — „Aber das geht ja wie geschmiert!“ (Der hübsche Himmel) Adjutant: „Durchlaucht wollten um diese Zeit einen Gang in die Residenz machen.“ Fürst: „Schau'n Sie den bedeckten Himmel!“ Adjutant: „Wenn Durchlaucht hinaus treten, bleibt niemand bedeckt!“ — (Auf der Bergpartie) Bergfex: „Was kostet Ihre Führung?“ Führer: „Drei Mark pro Person, also für Sie vier zwölf Mark.“ Bergfex: „Werden Sie uns auch in keinen Abgrund stürzen lassen?“ Führer: „Bewahre! — Und wenn einer abstürzen sollte, nehm' ich natürlich nur neun Mark!“

Deutsprüche.

Wohl ist Erinnerung ein Glück
Aust sie viel Schönes uns zurück,
Kommt sie, uns aufzurichten.

Doch öfter noch wird sie ein Fluch;
Wer wüßte in seinem Lebensbuch
Nicht manches Blatt vernichten?

Zum Segen wird Bergessenheit
Dem, der erubet vieles Leid
Und wenig Glück besessen.

Dum gieh Erinnerung nur dem Glück —
O Herr! zu Gutes nur zurück,
Das Böse laß vergehen.

Fr. Bodenstedt.
Was fruchtbar ist, allein ist wahr. Goethe.
Einer neuen Wahrheit ist nichts schädlicher als ein alter Irrtum. Goethe.
Wahrheit ist das leichteste Spiel von allen. Stelle dich selber dar, und du läßt nie Gefahr, Aus deiner Rolle zu fallen. Rückert.
Arme Postart ist ein Spott, Reiche Demut minnet Gott. Freidant.

Charade.

(Bierstübli.)
Wo Bise sprüh'n im tollen Kreise,
Da hört man meine Erste oft.
Im Freudenanisch erblüht der Welse,
Und Schmerz entlockt dir's unversehrt.
Das Zweite glänzt in weiter Ferne,
Mit oft bejüngner milder Pracht,
Und Wandler schmückt damit sich gerne,
Wenn's hohe Huld ihm zugehört.
Die Drit' und Vierte wohlverhanden,
Steh'n ragen da voll innerer Wut,
Auch eine Stadt in deutschen Landen
Ist's und was Jeder täglich thut.
Das Ganze, ach! Voll Wein die Gläser!
Köstlich Wert ist schärfst man hinein!
Ach, läß' mich doch ein gü'tger Leser,
Einmal zu einem Ganzen ein!

Verantwortliche Redaktion: Otto Neuf in Karlsruhe.
Druck und Verlag von Otto Neuf Waidstraße Nr. 10 in Karlsruhe.